

Die Kewer West

Nr. 1

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Viebig.

I.

Ich bin nicht überflüssig hier, Du kannst mich brauchen," sagte Lena langsam, "das beruhigt mich!" Sie hob das bräunliche Gesicht und sah den Bruder sinnend an. "Was Du für Falten auf der Stirn hast, Fritz!" Sie fuhr leicht mit der Hand über seine Stirn. "Mein Bruder, sind es Sorgenfalten? Meinnetwegen? Bist Du nicht glücklich?"

"Glücklich?" Er lächelte, aber es war ein etwas bitteres Lächeln. "Natürlich. Ich habe ja Alles, was das Herz begehrt. Ich mache mir nur oft Sorge um Dich. Noch haben wir unsere gute Mutter; aber wie lange?! Ich kann Dich mir nicht allein in der Welt vorstellen, Du bist nicht die Person dazu. Es wäre mir direkt unangenehm, Dich in Pensionen und dergleichen zu wissen — hm." Er räusperte sich. "Sage doch nicht, Lena, daß Du nicht mehr an's Heirathen denken willst; das ist Unsin! Einmal gemachte bittere Erfahrungen mahnen nur zur Vorsicht, aber sie brauchen nicht für immer abzuschrecken!"

Sie schüttelte den Kopf: "Mir graut vor der Liebe, Fritz. Ich mag nicht mehr. Die Freude ist so kurz — und dann all die Thränen!" Ihr Gesicht wurde bleich. "Hab' ich den — den —" sie stockte und zögerte den Namen auszusprechen, "den — ach, Du weißt schon! — nicht geliebt? Schien er mich nicht zu lieben? Und doch war's nichts, wieder nichts! Er hat sich mit der Meichen verlobt, jetzt heirathen sie bald." Sie legte den Kopf auf den Tisch und weinte. Jetzt promenirt er mit ihr über die Linden, oder sie schlendern durch den Thiergarten. Es ist nicht darum, aber — sie schluchzte heftig auf — "es ist die Enttäuschung; ich kann keine mehr ertragen. Paß auf, noch eine, und ich sterbe dran. Ich will dann auch sterben!"

"Lena, Lena, Du bist kindisch heftig!" Sein schon ergrauernder Kopf schmiegte sich an ihren dunklen Scheitel. Kleine Schwester, soll ich Dich mal wieder trösten, wie ich Dich so oft als Kind getröstet habe? Weißt Du noch, wie Du heultest, wenn Du nachsagen mußtest oder einen Tadel bekommen hattest oder ein schlechtes Zeugniß?"

Sie schluchzte noch immer.

"Nur singen konntest Du gut, da bekamst Du immer Nummer eins. Weißt Du noch, wie ich Dich auf den Schoß nahm, wenn Du untröstlich warst? Hier auf diesem linken Knie hast Du oft gefessen, immer auf dem linken, Deinen zerzausten Kopf stecktest Du unter meinen Rock —"

"Ja," sie hob rasch das Gesicht vom Tisch, "ich konnte fühlen, wie Dein Herz schlug — ja, und dann mußttest Du den Rock ganz über meinen

Kopf ziehen; ich dachte, dann könnte mir garnichts Schlimmes passieren!"

"Und dann steckte ich Dir einen Groschen in die Hand und sagte: Lauf, hol' Dir Bonbons!"

"Ach," sie lachte auf, "die sogenannten Klumpchens! Von der alten Fran in dem kleinen Lädchen. So gut hat mir nie mehr was geschmeckt. Die rothen aß ich besonders gern."

"Ja, und ich Unglücklicher" — er lachte gutmüthig — "bekam dann auch eins in den Mund gesteckt, eins, das Du schon vorher tüchtig beleckt hattest; Du trenntest Dich so ungern davon. Ja, ja, so war's, Lena!"

Sie lachten Beide, und dann blickte das Mädchen um sich, wie aus einem Traum erwachend.

Sie saßen im Garten hinter dem Haus; über ihnen eine Eiche. Die zum Schirm gezogenen schlanken Zweige hingen fast nieder auf das runde Tischchen. Die untergehende, schon blasse Herbstsonne lugte schräg durch Blätterwerk und zog helle Streifen über die Tischplatte. Sie gab auch dem braunen Lockengekränzel über der Mädchenstirn einen goldenen Schimmer.

"Lena!" sagte der Bruder plötzlich und griff nach ihrer Hand. Er sagte nicht: "Wie hübsch Du bist!" aber er dachte es.

Sie sah ihn zärtlich an, und dann schweiften ihre Augen über den Garten, über die Mauer nach den Bergen, die sich dort, gebadet in Glanz, erhoben. Rosige Abendwolken standen hinter ihnen. Man hatte eine schöne Aussicht von der kleinen Erhöhung an der Gartenmauer. Die blaue Mosel sah man nicht, die lag zu tief, aber jenseits der Berge mit ihren rothen Felswänden, ihrem dunklen Grün und den angeleerten weißen Häuschen.

"Komm hin!" sagte Lena.

Sie standen Beide auf; Hand in Hand gingen sie über den berasteten Weg die paar Stufen hinan. Nun lehnten sie an der bröckligen Mauer und starrten schweigend in den farbenglühenden Himmel. Sie ließen sich nicht los, sie standen noch immer Hand in Hand. Ein Lüftchen kam und wehte dem Manne die seidnen Mädchenhaare um's Gesicht. Er zog die Schwester noch enger an sich. Jetzt sah man's erst, wie sie sich glichen; dieselben Augen, dieselben Nasen, auch den gleichen volllippigen Mund mit tiefen, eigensinnigen Winkeln. Selbst die Gestalten waren von einer Größe, der Mann kaum einen Fingerbreit höher als das schlante Mädchen.

"Wie schön die Berge sind und der Himmel — ah, das thut gut!" Der Lustzug war stärker geworden. Mit einem Senfzer lehnte Lena den Kopf an die Schulter des Bruders. "Wenn ich hier so mit Dir stehe, begreife ich nicht, daß ich wieder fort

will — nein, ich hielt's doch nicht aus in der kleinen Stadt, immer mit denselben Menschen und immer das gleiche Gerede! Freilich, wenn der Sommer kommt und man in der großen Stadt so eingesperrt ist, dann mag ich da auch nicht sein. Dann begreife ich nicht, wie man in Berlin leben kann," setzte sie kleinlaut hinzu. "Fritz, warum ich nur immer so unruhig in mir bin? Da ist immer ein Sehnen, ein Auf und Nieder — hätt' ich doch endlich Ruh'! Verstehst Du mich?"

Er sah besorgt auf sie, dann zog es wie Aerger über sein Gesicht. "Du bist aus den sentimentalischen Badfischjahren mit ihren eingebildeten Empfindungen längst heraus, Lena. Nimm Dich ein Bißchen zusammen, dann vergehen die Duseleien. Ich habe Dich wahrhaftig lieb, aber schon als Du noch Kind warst, mochte ich das an Dir nicht leiden; Du schwankst umher, Du irrst von Einem zum Anderen. Man spricht von 'Künstlernaturen', — ich wünsche Dir gewiß, daß Du eine Künstlerin wirst, aber die betreffende Natur wünsche ich Dir nicht dazu."

"Ich mir auch nicht," sagte sie leise.

"Meiner Ansicht nach kann ein wahrer Künstler auch garnicht solche Natur gebrauchen. Da giebt's kein Schwanken, kein Auf und Nieder von Stimmungen; unentwegt auf ein Ziel los, nur so kann er etwas erreichen."

"Mei — nst Du?" Sie zog das 'Meinst Du' ganz lang und schüttelte den Kopf. "Du verstehst mich nicht." Ihre Stimme klang traurig. "Du weißt nicht, wie das hier drinnen zugeht —" sie klopfte sich mit der geballten Hand auf die Brust — "man möchte, und man kann nicht. Man fühlt, daß man aufsteigen könnte, und doch kriegt man immer wieder einen Schlag auf den Kopf. Man tappt überall herum und sucht Hilfe."

"Und verliebt sich darum so leicht," warf er halb neckend, halb vorwurfsvoll ein. "Lena, Lena, wie froh würden die Mutter und ich sein, Dich in einem ruhigen Geleise zu sehen. Mir wär's ja am liebsten, Dich einmal später für immer bei mir im Haus zu haben, aber —"

"Nein, nein, nein!" Ein Schauer ging ihr über den Leib und dann, als fürchtete sie, ihn beleidigt zu haben, schnellte sie von seiner Schulter auf und warf ihm beide Arme um den Hals. "Mein lieber Bruder!"

"Ich weiß," murmelte er, "Du und Amalie, ihr seid zu verschiedene Naturen, ihr versteht euch nicht."

"Sei nicht böse! Mein Bruder!" Sie hielt ihm den Mund entgegen.

"Meine Schwester!" Er küßte sie auf die Lippen und dann flüsterte er, kaum seinen Mund von den

ihren hebend: „Weißt Du noch, Lena, ich sagte immer zu Dir, ‚mein Biederweibchen?‘ Du warst noch so klein, Du konntest nur wenig Schritt halten, aber Du ließt tapfer neben mir her!“

„Ja, ich ließ Deine Hand nicht los, ich war so stolz, wenn Du statt mit Deinen großen Herren und Damen mit mir gingst. Weißt Du noch, unsere Spaziergänge an meinen schulfreien Nachmittagen? Wir suchten Blumen und Beeren, Du machtest mir einen Kranz und küßtest mich. Du sagtest: ‚Mein Biederweibchen!‘ Da war ich so selig, daß ich ordentlich fühlte, wie mir das Herz gegen die Rippen schlug.“ Lena war roth geworden, die Thränen schossen ihr in die Augen. „Sag's noch einmal: ‚Mein Biederweibchen!‘ Bitte!“

Er lächelte, aber es klang gerührt: „Mein Biederweibchen!“

Die Geschwister standen wie ein Liebespaar. Ihre Gestalten waren jetzt von Sonnengold umflossen; die warmen Lichter glitten an dem hellen Kleid des Mädchens auf und nieder. Beide nah zu einander geeigneten Gesichter hatten denselben rötlichen Schimmer; plötzlich vertiefte sich dieser, sie fuhren auseinander.

Vom Haus her klang eine Frauenstimme: „Fritz, Fritz!“

„Amalie ruft,“ sagte der Mann und ließ den Arm sinken, der die Taille der Schwester umschlungen hatte. „Ja, wir kommen schon, Amalie!“

„Dachte ich's doch! Ihr seid hier? Ich will das zärtliche tête-à-tête nicht stören!“

Die große Frau, die mit langen Schritten über den berasteten Gartenweg daher kam, hob kaum die Zähne von einander, jedes Wort schien ihr zu viel. Ihre Stimme war merkwürdig klanglos. Sie beachtete die Schwägerin garnicht und wandte sich nur an ihren Mann. „Es ist eben eine Einladung von Weiherhof's bekommen für morgen; große Partie auf den Kockelsberg. Ich habe zwar Nachmittags erst Visitation der Kleinkinderschule, dann muß ich einen Augenblick zu den Diakonissen; aber dann komme ich sofort nach Haus, ziehe mich um, Du gehst dann einfach mit mir nach. Wir werden uns eventuell einen Wagen nehmen; gar kein Gegenstand.“

„Und Lena? Soll sie mit den Anderen gehen oder auf uns warten?“ fragte der Mann.

„Lena —?“ Die große Frau öffnete die kalten Karblauen Augen weiter. „Lena ist garnicht mit eingeladen!“

„So — dann verzichte ich.“

„Was — Du willst deswegen nicht annehmen?“ Das blasse Gesicht der Frau wurde dunkelroth, man sah, wie ihr das Blut zu Kopf schoß. „Einfach lächerlich! Lena wollte ja keine Besuche machen,“ sagte sie mürrisch hinzu.

„Ich? Du hast mich garnicht dazu aufgefordert!“ Des Mädchens Augen funkelten. „Uebrigens“ — ihr Blick streifte rasch das verfinsterte Gesicht des Bruders — „ich mache mir nichts aus Einladungen, ich bleibe lieber zu Haus.“

„Das dachte ich mir auch,“ sagte die Schwägerin rasch. „Lena macht sich nichts aus unseren kleinstädtischen Vergnügungen, und dann“ — sie hob die schmale Lippe spöttisch — „in unseren Kreisen findet sie wenig Nahrung für ihre extravaganten Ideen. Bei ihrer sogenannten Künstlergesellschaft in Berlin mag sie besser am Platz sein; ich muß gestehen, ich käme um in solcher Luft. Komm, Fritz,“ sie nahm seinen Arm, „das Abendessen ist fertig. Die Kinder warten noch auf Dich mit dem Beien!“ Sie zwang ihn, seinen Schritt ihrem eigenen, weit aussholenden anzupassen.

Ihr seidene Kleid raschelte. Frau Amalie Langen trug meist seidene Kleider, auch im Hause. Prall spannte sich der schmiegsame Stoff über ihre volle Brust, ihr stattlicher Körper bot eine vorthellhafte Auslage; ihr Vater, der reiche Seidenfabrikant im Wuppenthal, wußte das, er schickte der Tochter immer die neuesten Muster.

Langsam schlenderte Lena hinter dem Ehepaar drein. Da war das Beet mit Georginen, ringsum von abgezirkeltem Buchsbaum eingefast. Sie waren der einzige Blumenschmuck im Garten. Frau Langen war nicht für Ueberflüssiges, nur diese steifen farben-

strogenden Dinger liebte sie; jetzt blühten sie in voller Pracht.

Nachdenklich blieb Lena am Beet stehen und hob eine der dickköpfigen Blüten an ihre Nase — kein Duft, kein Honiggeruch, wie ihn selbst die wilde Feldblume entwickelt; kalt berührten die glatten Blätter ihr Gesicht. Warum sie dabei nur immer an ihre Schwägerin denken mußte? Ein Seufzer hob ihre Brust: „Mein armer Bruder!“

„Lena, wo bleibst Du?“ Mit eiligen Schritten kam Langen zurück, die Stufen der Veranda herunter; er faßte nach der Hand der Schwester. „Bist Du böse, Lena? Beleidigt?“ Er senfte. „Du mußt das nicht so auffassen, Amalie hat eben eine, eine“ — er stockte und suchte nach dem Ausdruck — „eine etwas andere Art. Aber sie ist ein vortrefflicher Charakter. Man muß sie nur zu nehmen wissen.“

„Und verstehst Du das?“ Lena hob die Augen; sie leuchteten klug aus dem bräunlichen Gesicht.

Langen biß sich auf die Lippen. „Sie liebt mich,“ sagte er ausweichend.

„Wer sollte Dich nicht lieb haben?“ Sie lächelte ihn zärtlich an. „Du guter Mensch!“ Sie rieb die weiche Wange an seiner Schulter immer auf und nieder, wie ein junges Fohlen sich an der Mutter reibt.

„Komm, wir wollen Amalie nicht warten lassen, sie liebt das nicht.“

Die Geschwister gingen miteinander in's Haus. In der Veranda war der Tisch gedeckt; im verbunkelten Zimmer dahinter hoben sich schwer geschmückte Möbel undeutlich von den Wänden, Alles solide, wie für die Ewigkeit gemacht. Jedes Stück kostete eine Summe, das sah man auf den ersten Blick. Auf dem Boden kein Teppich, der brachte nur Staub; ungehindert glitt man über spiegelblankes Parkett. Frau Amalie Langen war berühmt wegen ihres Parketts und ihrer Einrichtung; sie hielt auch etwas darauf.

Es war eigentlich gar keine Einrichtung für einen Beamten mit bescheidenem Gehalt; Landgerichtsrath Langen hätte sich aus eigenen Mitteln das auch nicht leisten können. Beamtenlohn ohne Vermögen — da giebt's nur ein Achselzucken.

Die Welt fand, er hatte sehr klug gethan, daß er als Amtsrichter in dem kleinen Nest im Bergischen zu den Gesellschaften und Juristenbällen nach Oberfeld hinfuhr. Die schöne Amalie Barminghaus hatte sich unrettbar in ihn verliebt, soweit das bei ihr überhaupt möglich war. Jedenfalls vertieften sich ihre hellen, klügeligen Augen, wenn er in den Saal trat; ihre Blicke spähten umher, verfolgten ihn von Dame zu Dame, bis er endlich vor ihr stand. Ihr große, weiße Hand umspannte dann den kostbaren Fächer fester, ihr makelloser, blendender Hals hob und senkte sich unter lebhafteren Athemzügen.

Papa Barminghaus war nicht für Välle, seine Tochter bis dahin auch nicht. Jetzt fand Fräulein Amalie auf einmal Geschmack daran.

„Wenn sie nur das Haar nicht so glatt aus dem Gesicht gestrichen hätte! Wie ein Dienstmädchen,“ dachte Amtsrichter Langen, und beim Kotillon sagte er ihr, wie reizend er ungezwungene lockige Frisuren fände. „Sie sollten meine kleine Schwester sehen, Fräulein Barminghaus, sie ist noch ein Schulmädchen, fünfzehn Jahre jünger wie ich; es giebt nichts Entzückenderes, als diesen braunen Struwelpopf!“

Sie verzog die Lippen, ohne zu antworten; aber als er am nächsten Sonntag zum Diner die Villa ihres Vaters betrat, kam sie ihm entgegen, das blonde Haar in Locken gebauscht und tief in die zu hohe Stirn frisiert. Da sah er erst, daß sie schön war.

Es war furchtbar viel Verwandtschaft da; die Frauen seidenrauschend, die Männer mit dicken Uhrketten, brillantberingt und schwerste Zigarren rauchend. Das Gespräch drehte sich um Seide und Sammet und Eisenindustrie. Bekannte Firmennamen schwirrten, man spielte Fangball mit Niesensummen; der Mamon sah oben am Tisch und nickte langsam mit dem Kopf.

Der junge Amtsrichter war etwas verblüfft, die Großartigkeit der geschäftlichen Transaktionen imponirte ihm; Tausende waren garnichts und andere Weltgegenden nur so „nebenan“. Noch mehr aber

langweilte er sich. Innerlich gähnte er, er blühte seine Nachbarin, die Tochter des Hauses, von der Seite an; hatte sie's auch nicht gemerkt? Gottlob, ihre Nasenflügel zitterten, sie verbarg auch heimlich ein Gähnen.

Nach dem Kaffee promenirte man durch den Garten. Es war nahendes Frühjahr, die Wupper ging hochgeschwellt, ihr Wasser tintenschwarz gefärbt von den Abflüssen der Fabrik. An anderen Willengärten mochten die Wellen grün, roth, blau vorüberfließen. . . hier die eine todte Trauerfarbe; Papa Barminghaus fabrizirte vorzugsweise schwarze Seide.

Die schene Märzjonne vergoldete das mattblonde Haar der jungen Dame; außerordentlich vorthellhaft hob sich ihr regelmäßiges Gesicht mit dem reinen Teint von dem dunklen Pelzwerk ab. Der große Sealkragen verdeckte das gestreifte schwarzweiße Seidenkleid mit dem Besatz von echten Points; die ganze massive Gestalt bekam etwas Weiches, Schmiegsames. Selbst ihre Stimme klang weicher wie sonst, als sie nun sagte: „Die Fastenzeit ist vor der Thür, wir besuchen jetzt selbstverständlich keine Gesellschaften mehr, Herr Amtsrichter — es thut mir leid!“

Er hätte fragen sollen: „Warum thut's Ihnen leid?“ Aber er traute sich nicht, er wußte, sie würde sagen: „Weil wir uns dann nicht mehr treffen“ — oder war sie zu wohlherzogen, um so etwas zu verrathen?

Als sie Seite an Seite über die sauber geharkten, kiesbestreuten Wege schritten, an deren Rändern unter'm Buchsbaum sich noch schmale Schneestreifen versteckten, fröstelte es ihn; und doch leckte die Sonne alles blank und rein. Die Strahlen waren scharf, aber sie wärmten noch nicht.

Nach einer Pause, in der nichts zu hören war, als das Rauschen des schweren Seidenstoffes, sagte er: „Ich werde mir erlauben, mich zuweilen persönlich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, Fräulein Barminghaus!“

Sie wurde über und über roth; es war ein Vergnügen, unter ihrer klaren Haut das Pulsiren des Blutes zu beobachten. An der Thür des Gartensaales küßte er ihr die Hand, dies Nothwerden schmeichelte ihm. Sie war doch ein schönes, stolzes Mädchen — und dazu dieser Reichthum!

Nicht, daß Amtsrichter Langen auf Geld Jagd gemacht hätte, das lag ihm fern; aber es war schön, sich zu sagen: „Du kannst dann gleich für deine Mutter sorgen, die, schon so lange Wittve, doppelt auf ihren einzigen Sohn angewiesen ist.“ Und Lena —?! Vor ihn, auf die Schwelle des Gartensaales, trat plötzlich das kindliche, bräunliche Mädchen, schüttelte die zerzausten Locken und sah ihn aus runden, glänzenden Kinderaugen bittend an. Sie war so musikalisch, sie wollte gern Musik studiren; er war ihr Vater und Bruder zugleich — mußte er nicht etwas für sie thun?

Und hier an der Wupper lag er förmlich in der Luft, dieser Wunsch nach gutem Auskommen und gesicherter Position; es roch nach Geld.

Er gab sich einen Ruck: „Fräulein Barminghaus, ich hoffe, es ist Ihnen nicht unangenehm, wenn ich komme?“

Sie lächelte nur, blickte rasch auf und schlug ebenso rasch die Lider nieder.

Dann waren sie in den Saal getreten zu der seidenrauschenden, brillantberingten Verwandtschaft; die Atmosphäre fatten Wohlbehagens und absoluter Wohlstandigkeit nahm sie auf.

Im Sommer hatten sie sich verlobt. — — — „Fritz, fall' nicht,“ sagte Lena und faßte nach der Hand des Bruders; er war im Halbdunkel gegen eine prachtvolle, metallbeschlagene Truhe gerannt. „D, hast Du Dir wehe gethan? Du warst wohl in Gedanken?“

„Fritz, kommst Du endlich?“ tönte Frau Amalies Stimme ziemlich scharf aus dem Nebenzimmer.

Die Geschwister traten ein; es war das Schlafzimmer der Kinder, mit einer ungeheueren Sauberkeit und Akkuratess eingerichtet. Die Spielsachen regelrecht auf dem Tischchen in der Ecke aufgeschichtet; kein Höschen, kein Röckchen, kein Strümpfchen unhergestreut, Alles glattgestrichen und zusammengelegt. Blütenweiß die beiden Betten, und in den Stößen

die zwei Kinder in ihren langen weißen Nachtmitteln knieend, die Hände wie anbetende Engel gefaltet.

Zwischen den Betten kniete Amalie; sie wandte nur einen Augenblick den Kopf, als die Geschwister leise herein kamen. Sie betete vor, viel zu hohe, unverständliche Worte. Aber die Kinder falteten die Hände wie die Mutter, sie bewegten die Lippen wie die Mutter; der Junge war ganz bei der Sache, das kleine Mädchen jedoch drehte blüschnell den Kopf, als die Thür knarrte: „Papa, Papa!“

„Lora, bete,“ klang die strenge Stimme der Mutter.

Sie beteten weiter, nun waren sie am Schluß.

„So — nun seid Ihr gute Kinder! Gute Nacht!“

Ein leichter Kuß auf die beiden reinen Stirnen, dann wandte sich Frau Langen zu ihrem Mann:

„Du hättest wohl auch eher —“

Der helle Kinderjubel schnitt ihr das Wort ab: „Papa, Papa!“ Der Junge machte Miene, aus dem Bett zu springen, Lora richtete sich kerzengerade in den Klissen auf. Jetzt glitt ein selbiges Lächeln über ihr süßes Gesicht, sie hatte Lena erblickt, die im Halbdunkel an der Thür lehnte. „Tante Lena,“ jauchzte sie und streckte die Arme aus.

„Ruhe,“ gebot die Mutter; ihre große Gestalt hob sich wie eine Wand vor die Betten. „Fris, ich wünsche nicht, daß die Kinder Abends nach ihrem Gebet noch abgelenkt werden. Du hättest eher kommen sollen. Gut Nacht. Seid still!“

Ohne Wort verließ Langen hinter seiner Frau die Stube. Bögern sah sich Lena an der Thür noch einmal um; Walter hatte den Kopf in's Klissen gedrückt, aber Lora saß aufrecht.

Der Laden vor'm Fenster war angelehnt, durch den Spalt fiel ein matter Schimmer scheidenden Tageslichts mitten auf das schöne Kindergesicht. Die Augen waren groß, mit einem merkwürdig sehnsüchtigen Ausdruck emporgerichtet.

Es durchschauerte Lena eigenthümlich; sie stieß rasch auf das Bett zu und schlang, niederknietend, die Arme um den zarten Körper. Ihr Kopf ruhte an der warmen kleinen Brust, sie flüsterte: „Hast Du Tante Lena lieb, Lora? Und den Papa auch? Sehr lieb, ja?“

Das Kind nickte mehrmals hintereinander, dann lehnte es sich zurück in die Klissen und sagte schläfrig: „Tante Lena, singen!“

„Zwei Englein, die mich wecken,
Zwei Englein —“

Lena schüttelte verneinend den Kopf: „Nicht das Lied, Lora!“ Ihr wurde bange vor den großen, sehnsüchtigen Kinderaugen. Ich will Dir etwas singen vom ‚Marienkäfer‘ oder vom ‚Sandmann‘, von dem ‚schwarzen und dem weißen Schaf‘.“

„Nein!“ Lora stieß mit den Beinen die Decke tiefer herunter. „Zwei Englein! Zwei Englein!“

Lena sang:

„Zwei Englein, die mich wecken,
Zwei Englein, die mich bedcken,
Zwei Englein, die mich weissen,
Zum himmlischen Paradiese!“

Weich klangen die halblauten Töne durch das stille Zimmer.

Da — auf der Veranda heftiges Stuhlkrücken, man hörte es bis hierher. Lena sprang hastig auf — jetzt drang auch die Stimme der Schwägerin durch; sie klang erregt! Nun gedämpfte Worte des Mannes — und nun die Frauenstimme noch einmal, noch erregter!

Lena huschte zur Schlafzimmerschür hinaus, nebenan im Dunkeln stieß sie auf den Bruder.

„Komm,“ flüsterte er, „Amalie wartet nicht gern!“

Sie traten in die Veranda. Am gedeckten Tisch, obenan, saß Frau Langen, den Rücken nach dem Garten gekehrt. Die Gasampel brannte schon, ihr grelles Licht kämpfte mit der weichen Dämmerung draußen. Das Silber blinkte auf dem steif gestärkten Tisch, die Schüsseln dampften.

„Farben mit frischer Butter und Petersilienkartoffeln. Ich, Fris!“ Amalie reichte ihrem Manne die Schüsseln. Lena, die ihr gegenüber saß, schien sie nicht zu bemerken; als sei da leere Luft, so blickte Frau Langen über sie weg.

„Hier, Lena, nimm Du auch,“ sagte Langen und hielt der Schwester die Schüssel.

Schweigend langte Lena zu; sie hätte lieber nichts gegessen, die Art und Weise der Schwägerin schnürte ihr die Kehle zu.

Draußen hatte sich der Nachtwind aufgemacht und wisperte in den Bäumen; eine der Glascheiben war geöffnet, ein wunderbar erquickender Duft nach Grün und nächtlicher Frische kam herein. Ein Falter, vom Lampenlicht gelockt, tannelte über den Tisch und versing sich in Amalies blondem Haar.

„Ach, das garstige Thier!“ Sie riß ihn herab und trat ihn auf dem Boden todt. „Pfu, was giebt das für einen ekligen Fleck — Fris, mach das Fenster zu, es zieht unerträglich!“

(Fortsetzung folgt.)

Vom altgriechischen Theater.

Von G. West.

Der unvergängliche Zauber, der die Werke der alten griechischen Poesie umfließt, hängt mit dem naturgemäßen Bildungsgange zusammen, dessen sich die Kunst bei den Griechen wie bei keinem anderen Volke zu rühmen hatte. Und daß hinwiederum das Theater der Träger der Gesamtbildung Griechenlands werden und bleiben konnte, erklärt sich, so sonderbar es vielleicht auch für den ersten Augenblick erscheinen mag, aus seinem innigen Zusammenhang mit dem religiösen Kultus.

Die dramatischen Darstellungen im Theater waren ursprünglich nämlich nicht ein Gegenstand bloßer müßiger Unterhaltung, sie bildeten vielmehr einen wesentlichen Bestandtheil des Gottesdienstes, der vom Volke selbst zur Bethätigung seines Glaubens veranstaltet wurde. Auf den Dienst des Dionysos sind die Anfänge des griechischen Theaters zurückzuführen.

Der Dithyrambos, das Festlied, durch welches die großen Thaten und Leiden dieses Gottes verherrlicht wurden, enthält die Keime der tragischen Poesie, wie die ausgelassenen Gesänge festlichen Jubels, die Phallosgesänge, die der Komödie. Der Name Komödie hängt mit diesen muthwilligen Gesängen und Festzügen unmittelbar zusammen, während der der Tragödie auf den schädlichen Feind des Weinstocks, den *Boä* (*τραγος*, *tragos*), der unter Gesang dem Gotte geopfert wurde. Dionysos aber war nicht sowohl deshalb Gegenstand so hoher Verehrung, weil er den Menschen die Freuden des Weins spendet, als vielmehr weil er durch Anbau und Pflege des Weinstocks, wie Demeter durch den Ackerbau, Kultur und Zivilisation auf die Erde und unter die Menschheit gebracht hat. Und so wurden ihm zu Ehren jährlich vier Feste begangen, die, sämmtlich Weinfeste, an die einzelnen Phasen der Entwicklung des Weinstocks bis zur Vollendung des gottgegebenen Trankes sich angeschlossen: die großen oder städtischen Dionysien, das Fest der Nebenblüthe, um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche, wo die Nacht des Winters gebrochen war und der Segen des neuen Jahres sich vorbereitete; das zweite zur Zeit der Weinlese, die ländlichen Dionysien; das dritte, das Kelterfest, die Lenäen, um die Zeit der Winterjonnennende, und viertens die Aethesterien, etwa im Februar, wo der erste junge Wein vom neuen Fasse getrunken wurde. Alle diese Feste, besonders die Lenäen und großen Dionysien, waren durch feierliche Auf- und Umzüge theils ernsten, theils heiteren Charakters ausgezeichnet.

Im Reigentanz um die rauchenden Altäre des Gottes ziehend, besang man die Thaten des Dionysos, seine Kämpfe und Siege. Ein Chorführer begann das Lied, der Chor stimmte ein. Allmählig begnügte man sich nicht mehr mit diesen einfachen Weisen. Die Rede sonderte sich mehr und mehr vom Gesang und gewann an Selbstständigkeit. Aus Rede und Gegenrede des Chorführers und der übrigen Chorführer, der Choreuten, entwickelte sich innerhalb des Chores selbst, der die Rollen an seine einzelnen Mitglieder vertheilte und gewissermaßen ein Drama unter sich spielte, der Dialog, und mit ihm ent-

standen die ersten Anfänge des Dramas. Aber freilich das lyrische, d. h. das gesungliche Element und die orchestrale Darstellung, d. h. die Darstellung durch den Tanz, blieben noch sehr überwiegend.

Endlich führte Thespis um 500 v. Chr. einen nicht zum Chore gehörenden besonderen Schauspieler ein, und damit war die Entwicklung des Dramas als einer besonderen Dichtgattung entschieden. Zwischen dem Schauspieler und dem Chorführer wechselte nun die Rede, der Chor fiel seltener mit seinen Gesängen ein. Mit diesem Schritte war aber auch in Bezug auf die Wahl des Stoffes eine freiere Bahn geöffnet. Die Gegenstände des Gesanges und der Darstellung wurden mannigfaltiger. Man beschränkte sich nicht mehr auf Dionysos und seine Verherrlichung, man feierte, zuerst zum Verdruß und nicht ohne Widerstreben der Festgenossen, auch andere Gottheiten und Heroen. So behandelte man beispielsweise mit besonderer Vorliebe den trojanischen und thebanischen Sagenkreis und zog zuletzt auch die Geschichte der Gegenwart, wie z. B. Aeschylos in den „Persern“, in den Kreis der Darstellung. Nur das Satyrdrama erhielt die alten Beziehungen zu Dionysos im Chor aufrecht. Die Satyren, die Begleiter des Dionysos, machten darin den Chor aus, und diese Gattung trennte sich jetzt von der eigentlichen Tragödie ab und trat als selbstständiges Festspiel auf. Jetzt begann auch die allmähliche Gestaltung und Gliederung des für die Darstellung erforderlichen Festlokals, des Theaters, dessen Name von dem zuschauenden Theile der Festtheilnehmer entnommen ist.

Ursprünglich war nämlich bei den Reigentänzen und Gesängen zu Ehren des Dionysos die gesammte, aus dem ganzen Volke bestehende Festgemeinschaft zugleich schauend, tanzend und singend theilhaftig, etwa wie heutzutage bei kirchlichen Prozessionen, nur daß diesen der Tanz fehlt. Wo die versammelte Gemeinde ihren festlichen Umzug hielt, da sang und tanzte sie. Erst als die Menge des Volkes immer mehr zunahm, sonderten sich in natürlicher Weise von der großen Masse die geübteren Sänger und Tänzer aus, so daß die Einen gewissermaßen im Namen und als Vertreter den Festreigen führten, die Anderen zuschauten und zuhörten, dann und wann wohl auch noch in den Chorgesang mit einstimmten. Allmählig aber schied sich das „Theater“ im engeren Sinne, d. h. der Raum der zuschauenden Festgenossen von dem Raum, in welchem der Chor seine Reigentänze und Gesänge um den Altar des Gottes aufführte.

Was nun das große Publikum besonders interessieren dürfte, das ist die Frage nach dem Grade der Kunstvollendung der griechischen Schauspielkunst, denn sicher dürfte man im Allgemeinen geneigt sein, dieselbe für ziemlich primitiv zu halten. Vielfach wird man überhaupt lächeln, von Schauspielkunst bei den alten Griechen zu hören. Die Griechen hatten ja unter Anderem kein Mienenpiel (wegen des in dem ungeheureren Schauspielraum nöthigen Schallrohres in der Maske), das zu wunderbarer Feinheit ausgebildet sein kann und bei vielen modernen Schauspielern unleugbar ist, wodurch der darzustellende dramatische Dichter geradezu wesentlich interpretirt werden kann; es fehlte das magische Licht der Lampen mit seinen nicht selten wunderbaren Effekten; es fehlte vor Allem das weibliche Element: bei den Griechen gab es keine einzige Schauspielerin! Wie armselig, wie nüchtern muß eine solche Schauspielkunst erscheinen — da haben wir doch ungeheure Fortschritte gemacht, wir dürfen wohl mit berechtigtem Stolz auf die antiken Hellenen in dieser Beziehung herabsehen, so unerreicht sie auch sonst dastehen mögen!

Wir wollen sehen. Einstweilen glauben wir mit der Behauptung nicht zu viel zu wagen, daß die antike, speziell altgriechische Schauspielkunst auf einer Höhe stand, von der sich unsere meisten modernen Schauspieler in ihrem Dünkel nichts träumen lassen. Ja, mehr als das: die antike schauspielerische Darstellung nahm den ganzen Menschen in Anspruch, stellte Anforderungen an ihn, verlangte Entfaltungen, die zu erfüllen ein moderner Schauspieler wohl meistens nicht gesonnen wäre.

Die Griechen haben im Gegensatz zu uns Modernen, wo man die Schauspielkunst mit wenigen Ausnahmen im Grunde wild aufwachsen läßt, es für durchaus nöthig erachtet, dem Schauspieler eine gründliche wissenschaftliche und technische Ausbildung zu geben. Der Schauspieler ist der Dolmetsch des dramatischen Dichters. Das Leben, das dieser seinen Gestalten eingehaucht hat, das und kein anderes soll er zur Anschauung bringen. Dazu gehört nicht nur die Fähigkeit, in die Natur und Eigenthümlichkeit einer anderen Person sich hineinzuversetzen und sie, als wenn es die eigene wäre, in Wort, Blick, Miene, Stimme, Haltung und Bewegung darzustellen — es ist vor allen Dingen das Verständnis des Dichters nöthig. Dieses Verständnis erfordert umfassende Kenntniß und Bildung, und je höher der Dichter steht, desto tiefer eindringendes fortgesetztes Studium ist nothwendig. Die griechischen Dichter kannten die Wichtigkeit dieses Punktes so wohl, daß sie, namentlich nach Aeschylos, selbst die Hauptrollen übernahmen, für die übrigen Rollen aber solche Schauspieler auswählten, die sie für das Verständnis und die Darstellung als besonders geeignet kennen gelernt hatten. Mit diesen studirten sie die Rollen ein, und da sie bei der beschränkten Zahl der Schauspieler nur einen, zuletzt höchstens drei brauchten, so läßt sich ermaßen, wie vollkommen die Schöpfungen der Dichter zur Ausführung kamen. Erst Sophokles ging, weil seine Stimme zu schwach war, von der Gewohnheit, selbst aufzutreten, ab, und seitdem wurde nur noch ausnahmsweise von den Dichtern gespielt.

Noch auf eine andere Art aber sorgte man für die Tüchtigkeit der Schauspieler: sie mußten sich — einer Staatsprüfung unterziehen! Keiner wurde als dritter Schauspieler ohne Examen zugelassen, und selbstverständlich war auch für die Rollen eines ersten und zweiten Schauspielers ein besonderer „Befähigungsnachweis“ erforderlich. War aber die Prüfung bestanden, so durften sie ohne Weiteres in allen Rollen des Grades, den sie sich erworben hatten, aufzutreten. Dabei war es eine Hauptpflicht, um ein abgerundetes Ganze in der Darstellung zu ermöglichen, daß der Deuteragonist (zweiter Schauspieler) und der Tritagonist (dritter Schauspieler) sich in jeder Beziehung, namentlich in Hinsicht der Stimme, der Rolle des Protagonisten (ersten Schauspielers) unterordneten. Wie fein künstlerisch! Wie verschieden von dem modernen leidigen Gebrauche, daß ein beliebiger Schauspieler, von oft sehr fraglicher Begabung, die anderen alle zurückdrängt und mit seiner Stimme ohne alle Rücksicht auf den Charakter der Rolle loslegt, wie das namentlich auf Gastrollen so Sitte oder vielmehr Unsitte ist!

Diejenigen Dichter, welche ihre Schauspieler nicht selbst wählten, erhielten diese durch's Loos zugetheilt. Da die griechischen Schauspieler keinen Souffleur hatten, also ganz auf sich selbst angewiesen waren, so waren sie gezwungen, ihre Rollen zum sicheren Eigenthum des Gedächtnisses zu machen. So konnte es nicht fehlen, daß sie sich ganz und gar in sie einlebten und sie in allen Theilen beherrschten.

Auch ist wohl zu beachten, daß kaum je ein komischer Schauspieler in der Tragödie und umgekehrt ein tragischer in der Komödie auftrat. Diese Beschränkung ist für die Vollendung der Kunstleistungen nicht gering anzuschlagen, während heutzutage gerade umgekehrt ein Beweis für die „Vielseitigkeit“ eines Schauspielers darin gesehen wird, daß er die disparatsten Rollen, heute diese, morgen jene, giebt. Von solcher „Genialität“ waren die gründlichen Schauspieler des Hellenenthums freilich weit entfernt.

Mit großer Gewissenhaftigkeit bildete man die äußeren Hilfsmittel der Darstellung, Stimme und Körperbewegung, aus. Jede Gemüthsverfassung hat ihre besondere Tonfarbe. Anders spricht der Haß, der Zorn, die Liebe, die Behmüth, einen anderen Ton hat die Freude, einen anderen der Schmerz. Auch nach Alter und Geschlecht ist das Organ verschieden. Ein Schauspieler, der verschiedene Stimmungen wahrheitsgetreu ausdrücken soll, muß der Stimme mächtig sein, ebenso sehr auf

Umfang und Fülle, wie auf Biegsamkeit und Weichheit bedacht sein. Gilt das für alle Schauspieler, so ganz besonders für die Griechen, die nicht bloß zu recitiren, sondern auch zu singen hatten, überaus große Räume auszufüllen und Frauen- und Männerrollen zu spielen hatten, so daß ihnen die feinsten Schattirungen der Stimme zum Ausdruck der zartesten Gefühle wie der heftigsten Leidenschaften zu Gebote stehen mußten. Und daß sie das vermochten, zeigen die begeisterten Aeußerungen über das Hineinreißen ihres Spiels in Männer- wie in Frauenrollen, zeigt der Ruhm eines Nikostratos, Kallipides, Myniskos, Polos u., die zwar für uns todt, kalte Namen sind, Namen jedoch, die noch nach Jahrhunderten von den rauhen Römern in der Kaiserzeit gefeiert wurden. Hier dürfen wir mit Recht bezweifeln, ob das Wort Schillers „Dem Mimen nicht die Nachwelt keine Kränze“ auf Wahrheit beruht.

Von Polos ist bekannt, daß er, um den Schmerz um den Tod seines Sohnes wahrheitsgetreu darzustellen, die Rolle mit der echten Aschenurne dieses Sohnes gab, ein Experiment, das gewagt sein kann und das Johann Jakob Engel in seiner „Mimit“ sogar verwerflich nennt, wobei aber das Verwerfliche höchstens in der Ruhmredigkeit über diese That zu finden sein könnte.

Zugleich aber erfahren wir, mit welchen Entbehrungen die griechischen Schauspieler dieses Ziel erkaufen. Sie unterwarfen sich der strengsten Diät, machten sich die größte Einfachheit und Mäßigkeit zur Pflicht. Starke Esser und Trinker unter den Schauspielern wurden von der Komödie verspottet und ungenügende Leistungen ihrer Lederhaftigkeit oder Unmäßigkeit zur Last gelegt. Der Tag war bis in's Einzelne geregelt. Zu bestimmten Tageszeiten gingen die Schauspieler spazieren. Uebungen im Singen und Recitiren veranstalteten sie nie nach Tisch, sondern früh Morgens im Bette sangen sie die Tonleiter von den tiefsten Tönen bis zu den höchsten und so wieder zurück. Auch sitzend thaten sie das.

Auf die Reinheit der Aussprache wurde die peinlichste Sorgfalt verwendet, wogegen in unserer Zeit selbst auf den größten Bühnen nicht selten schmächtig gefehlt wird. Daran ist nun einmal nicht zu mädeln, daß uns die alten Griechen in dieser Beziehung ganz bedeutend „über“ waren. Die Griechen hatten ein so feines Gehör, daß, als einst der Schauspieler Hegelochos einen kaum wahrnehmbaren Hauch, einen Apostroph, weil ihm der Athem ausging, nicht hörbar aussprach (etwa, aber in grober Weise verdeutsch, „Sonnenschwein“ statt Sonnenschein), das ganze Theater in lautes Gelächter ausbrach und der Schauspieler fortan die Zielscheibe des Wizes für die komischen Dichter wurde und blieb, die ihn in ihren Dramen höhnten. Sprach der Schauspieler eine kurze Silbe lang, eine lange kurz aus oder trug er gar unvollständige Verse vor, an welchen ein oder zwei Glieder fehlten, so war er in Gefahr, sofort ausgezifft, ausgepöcht, ja vom Theater verwiesen zu werden. Begegnete ihm ein solches Versehen in der Rolle eines Gottes, so hatte er sogar Züchtigung zu gewärtigen, denn es wurde nicht nur über jede Tragödie und ihre Darstellung von fünf vom Staate gewählten Männern das Richteramt ausgeübt, sondern es hatten auch Aufsichtspersonen, die Rhadophoren (d. i. Stabträger), ihren Play im Theater, die ebenso bei ästhetischen Versehen wie bei sittlichen Vergehungen augenblicklich einschritten.

Nächst der Ausbildung der Stimme galt es sodann, dem Schauspieler völlige Herrschaft über den Körper zu verschaffen, so daß jede Bewegung und Stellung seinem Körper gehorchte. Dies geschah durch die Uebungen in der Palästra oder Ringschule und in der Tanzkunst. Ohne eine gründliche Vorbildung durch sie würde kein griechischer Schauspieler gewagt haben, öffentlich aufzutreten. Sie bedurften aber der Gewandtheit, Kraft und Geschmeidigkeit des Körpers umso mehr, je größere Schwierigkeiten die Schauspieler durch ihre ganze Ausstattung zu überwinden hatten. Auf mindestens einen Fuß hohen, fast viereckigen Schuhen

zu gehen, die Gesichtsmaske, die aus Holz oder Rinde bestand, vorzuhaben, die noch einen Theil des Hinterkopfes umgab und an die sich unmittelbar eine Art Toupet, ein hoher Auffatz angeschlossen, damit der Kopf in den Nischenräumen ebenfalls in's Uebermenschliche vergrößert erschien, dazu, um jedes Mißverhältniß der Gestalt zu vermeiden, das unfehlbar hätte eintreten müssen, wenn nicht der Rumpf entsprechend verstärkt worden wäre — Brust und Leib ganz gehörig ausgepolstert zu haben — das war wahrlich nichts Geringes? Auch die Hände waren (durch Handschuhe) über die natürliche Fingerlänge ausgedehnt.

Daß die griechische Schauspielkunst des so wichtigen Mittels der Mimit entbehrte, ist bei näherer Ueberlegung nicht so schlimm, denn man muß bedenken, daß die Räume des Theaters viel zu groß waren, als daß die Physiognomie hätte erkannt werden können und — Operngläser besaßen die alten Griechen nicht. Außerdem sollte die Maske durch die trichterförmige Oeffnung des Mundes zur Verstärkung der Stimme beitragen. Ferner: der antike Dichter zeichnet meist in starken Zügen nach feststehenden mythischen Typen scharf ausgeprägte Gestalten, die plastisch abgerundet, einer Ergänzung von Seiten des Schauspielers nicht bedürfen, also auch den Wechsel der Maske für ein und dieselbe Rolle überflüssig machen. Der moderne Dichter dagegen, vor Allen Shakespeare, deutet oft nur mit einzelnen Strichen ein Charakterbild an und überläßt es dem Schauspieler, die Züge auszuführen und zu einem Ganzen zu gestalten, wobei der letztere in dem Wechsel und Reichthum des Gesichtsausdrucks einen unentbehrlichen Hebel seiner Kunst findet.

Den alten Griechen eignete noch eine Eigenschaft, die zum mindesten so wichtig ist, wie die Naturbegabung und technische Bildung. Es ist dies das richtige Gefühl für das Maß des Darstellbaren innerhalb der Grenzen der Schönheit, ohne welches Talent und Kunst des festen Grundes beraubt in der Luft schweben. Gerade darin ist die griechische Kunst ein hohes Vorbild für alle Zeiten geworden. Jede Uebertreibung war ihr zuwider und wenn sie das Nichtige nicht zu treffen wußte, so wollte sie lieber hinter dem Erreichbaren zurückbleiben, als über die Grenze hinausgehen. Eine kleine wahre Geschichte setzt diesen Grundsatz in helles Licht. Timanthes malte die Opferung der Iphigenie. Die verschiedenen Grade des Schmerzes sind in Kalchas, dem Priester, Odysseus, dem Freunde, Menelaus, dem Bruder des Freundes ausgedrückt; aber des Vaters, Agamemnons Gesicht, verhüllte er, weil er ganz richtig urtheilte, daß so tiefer Schmerz die Grenzen der Darstellung überschreitet. Nach denselben Grundsätzen verfuhr die griechische Schauspielkunst, wie ein Ausspruch des Aeschylos beweist. Er, selbst Schauspieler, wies den Schauspielern das rechte Maß und bezeichnet in derber Weise die als Affen, die in plumper Nachahmung der Wirklichkeit durch Uebertreibung sich von der Schönheit entfernen. Ein Ausspruch, der um so werthvoller ist, je leichter gerade das hohe Pathos seiner Dichtungen zu solcher Verirrung verleiten konnte.

So war denn der griechische Schauspieler, mit Naturgaben und gründlicher wissenschaftlicher und technischer Bildung ausgestattet, mit feinem und sicherem Takte für Maß und Schicklichkeit versehen, in Wirklichkeit das, was er sein sollte, ein Dolmetsch des Dichters, dessen Werke er darstellte, ein Vermittler zwischen diesem und dem Publikum, der zur Erhabenheit seines Geistes hinaufhob und, wie es Aufgabe der Tragödie ist, reinigend und verhöhrend Geist und Herz veredelte — eine Kunst, so hochachtbar wie nur jede andere Kunst. Die ihr gebührende Achtung und Ehrung wurde in Griechenland der Schauspielkunst auch vollauf zu Theil, wie denn auch die äußere Lebensstellung, deren sich die Schauspieler zu erfreuen hatten, mächtig dazu beitrug, ihr Kunststreben zu fördern.

Daß ein Polos (zur Zeit des Demosthenes) für zwei Vorstellungen ein Talent, d. i. etwa 1500 Thaler, erhielt, ist gerade in unseren Tagen oft genug überboten worden. Daß aber zwei andere Schau-



Photographieverlag von Franz Hanfstaengl
in München.

Neujahr in der Stadt. Nach dem Gemälde von Hugo König.

spieler, Neoptólemos und Aristodémos, ohne ihren Beruf aufzugeben, als Gesandte die Verhandlungen zwischen Athen und Philipp von Macedonien führten, daß Archias General war, davon ist in der Theatergeschichte der neueren Zeit nichts zu finden. Die griechischen Schauspieler waren freie Bürger, frei von der Mißachtung, die z. B. schon in Rom auf ihnen lastete. Sie nahmen Theil an dem Ruhme der Dichter, wurden durch Denkmäler und Inschriften auf die Nachwelt gebracht, als Staatsmänner geehrt, ja als Gesandte und Feldherren durch die Achtung der Völker ausgezeichnet.

Bergegenwärtigen wir uns dann, wie die alten Griechen in entzückender Gegend, im Freien, unter dem glänzenden südlichen Himmel, in würdigen, durch alle Künste geschmückten Räumen (was z. B. auch Richard Wagner bei uns anstrebte: eine Totalität der Künste), nicht alle Tage, sondern zu bestimmten Festzeiten, die hohen Meisterwerke der Poesie in edelster, vollendetster Weise dargestellt sehen, so kann es nicht in Verwunderung setzen, daß dort die Gebildeten der Nation nicht nur Genuß und Erholung, sondern auch Erhebung suchten, daß das Theater, wonach Schiller und Goethe so unablässig strebten, eine Bildungsschule für Erwachsene wurde, daß endlich in ihm einer der wesentlichsten Hebel für Verbreitung und Allgemeinheit des geistigen Lebens zu sehen ist, durch welche die Griechen vor allen Völkern hervorragten.

(Schluß folgt.)



Cypressenwälder in Brandenburg.

Von Wilhelm Braunsdorf.

Unser Wanderziel ist die Niederlausitz, jener Landstrich, der die heutigen Kreise Luckau, Kalau, Rottbus, Spremberg, Sorau, Guben und Lübben im südlichen Theil Brandenburgs umfaßt. Auf den Forscher hatte diese mit landschaftlichen Reizen keineswegs stiefmütterlich bedachte Gegend besonders wegen ihres Reichthums an Alterthümern von je große Anziehungskraft geübt, zählt sie in prähistorischer Hinsicht doch sogar zu den bevorzugtesten Gegenden Deutschlands; und gern durchstreift der Forscher diese Landschaft, in der ihm die große Zahl von Rundwällen und Urnenfeldern, der unerschöpfliche Reichthum an archäologischen Fundstücken Kunde giebt von längst verfloffenen Kulturperioden.

Was wir als neolithische, Bronze-, Hallstatt-, römische, slavische und Megermanisirungsperiode zu bezeichnen pflegen, hat sich auf der jetzigen Oberflächengestalt der Lausitz abgepielt, deren Vorgeschichte, hoch gegriffen, bis in das dritte Jahrtausend v. Chr. zurückreicht. Dagegen waren wir über das organische Leben in der Lausitz zur Urzeit bisher nur auf RATHMAßUNGEN und unklare Vorstellungen angewiesen, weil darüber jeder beweiskräftige Anhaltspunkt fehlte. Um so überraschender mußte daher die Nachricht wirken, daß dort in allerneuester Zeit im Schooße der Erde Funde organischer Natur gemacht wurden, die der Vorzeit angehören und in ihrer Art sowohl in Deutschland als auch in den angrenzenden Ländern bis jetzt einzig dastehen.

In der Braunkohlengrube „Victoria“ bei Groß-Räshen, an der Bahnlinie Lübbenau-Kamenz, tritt dem Auge ein Stück uralter, vor Jahrtausenden versunkener Waldherrlichkeit, eine gigantisch geformte organische Welt aus grauer Zeit entgegen. Der Spaten des Proletariats, der unermüdet die starre Erdrinde durchwühlt, hat sie aus dem dunklen Grabe wieder an's Licht gezogen, und wie in einem interessanten Buche liest dort der Forscher aus den gut erhaltenen Ueberresten vorzeitlicher Wälder die Geschichte von Untergegangenen und Begrabenen — vom ewigen Werden und Vergehen.

Die Grube „Victoria“ ist ein Tagbau. Schon seit längerer Zeit waren die Kohlengräber mit einer gewissen Regelmäßigkeit am Grunde des Kohlenflözes auf die Stümpfe riesenhafter, aufrechtstehender Bäume gestossen, die überaus gut erhalten, nicht mineralisirt und nicht zu Kohle geworden waren und deshalb der Gewinnung der eigentlichen Kohle Hindernisse

bereiteten. Immer neue, theilweise ungeheure Stümpfe wurden bloßgelegt. Als die Gesehriemwelt Kenntniß von den interessanten Funden erhielt, entsandte die Direktion der geologischen Landesanstalt zu Berlin den Pflanzen-Paläontologen Dr. Potonié zur Vornahme eingehender Untersuchungen nach dem Entdeckungsgebiet.

Betritt man den Tagbau der Grube, so thut sich den Blicken gleichsam eine neue Welt auf, ein aus vieltausendjähriger Bergangenheit wiedererstandener Wald der obermiocänen, richtiger pliocänen Abtheilung des Tertiärs. Auf einer mehrere Morgen großen Fläche erheben sich auf der Sohle des Kohlenflözes, völlig freigelegt, in gewissen Abständen die mehrere Meter hohen Wurzelstümpfe riesiger Bäume, schwärzlich-braune, theilweise hellbraune Stämme, wohl erhalten und meist noch mit der Rinde bekleidet. In dieser und in dem darunter liegenden Holz erkennt man deutlich die Miniarbeit von Säugethieren. Das Holz sieht zum größten Theil noch „wie neu“ aus, ist schärzlichbraun bis hellbraun und hat große Aehnlichkeit mit dem Holze unserer Zigarrenkisten. Bisher sind schon mehr als 100 solcher Stümpfe bloßgelegt, und was dem Auge Achtung abnötigt, das ist der gewaltige Stammumfang, den dieselben aufweisen.

Die erste Frage war, welche Baumart man in diesen Ueberresten vor sich habe. Anfangs neigte man der Ansicht zu, daß man es mit einem Walde von Mammutbäumen (*Wellingtonia gigantea*, *Sequoja gigantea*), wie dieselben noch jetzt im Yosemitethal in Kalifornien anzutreffen sind, zu thun habe. Die Untersuchungen des Dr. Potonié haben ergeben, daß es sich um die Wurzelstümpfe der in Deutschland bisher noch nicht aufgefundenen Sumpfcypresse (*Taxodium distichum*) handelt, einer Konifere von auffallend konischem Wuchse, die eine Höhe von 150 Fuß erreicht und heute als heimischer Waldbaum nur noch in den Küstensäumpfen des unteren Mississippi im Staate Louisiana, den sogenannten Swamps (Waldmooren) vorkommt. Als untrüglicher Beweis dafür dienen auch die in einiger Entfernung von den Säumpfen hervorstechenden sogenannten „Knubben“ oder „Knuddeln“: mehrere Fuß hohe konische Erhöhungen der weithin verzweigten Wurzeln, welche der Sumpfcypresse eigenthümlich sind und sich bei keiner anderen Baumgattung zeigen. Diese „Knuddeln“ sind als Stützen zu betrachten, welche die im Morastboden wachsende Konifere vor der Gewalt der Stürme schützen, bedeuten also im darwinistischen Sinne eine Anpassung der Bäume an ihre Umgebung.

Aus dem Vorkommen dieser Wurzelstümpfe im Kohlenlager der Grube „Victoria“ muß geschlossen werden, daß zur Zeit ihrer Bildung im Miozän in Deutschland ähnliche klimatische Verhältnisse geherrscht haben, wie jetzt im südlichen Theile von Nordamerika. Die Sumpfcypresse ist auch bei uns seit etwa 200 Jahren hier und da in Parks angepflanzt worden, ohne jedoch keimfähigen Samen zu entwickeln und eine solche Höhe zu erreichen, wie an ihrer subtropischen Heimathstätte.

Die Forscher wollen die in der Grube „Victoria“ zu Tage getretene Naturmerkwürdigkeit als „Cypressensäumpfe“, im Sinne der Amerikaner als „Cypress Swamps“ betrachtet wissen, und in der That kann kein Zweifel bestehen, daß hier Sumpfboden in der dem Pleistocän vorausgegangenen Periode gewesen ist. Die aufgedeckten Gelände bilden mithin ein bisher einzig dastehendes Seitenstück zu den heutigen Swamps, den ausgedehnten Waldmooren am Unterlauf des Mississippi. Ein uralter Swamps der Niederlausitz hat seine Auferstehung gefeiert.

Im Gegenjag zu anderen Nadelhölzern wirft die Sumpfcypresse im Winter nicht nur die Nadeln, sondern auch die jüngsten Sprossen ab. Aus diesen Abfällen, sowie aus Unterholz und Gestrüpp ist die eigentliche abbaubare Braunkohle entstanden, und da die Bäume im Sumpfe standen, so entstand unter Luftabschluß durch das Wasser keine vollständige Verwesung, sondern ein kohliges Produkt. Allmählig erhöhte sich das Moor, die Bäume starben ab oder wurden durch irgend welche elementare Gewalten vernichtet, und auf den Leichen der Vorfahren wuchsen

neue Generationen empor. Wie der Augenschein lehrt, liegen in der Grube „Victoria“ mehrere solcher Cypressenwälderschichten übereinander. Sie sind durchaus an Ort und Stelle gewachsen und liefern den unaufsehbaren Beweis, daß die in vielen wissenschaftlichen Abhandlungen verbreitete Ansicht, als seien die Braunkohlen der Niederlausitz aus dort angeschwemmten Bäumen und anderen Pflanzentörpern entstanden, falsch ist.

Außerordentlich interessant und lehrreich und für die wissenschaftliche Forschung von weittragender Bedeutung ist ferner der Umstand, daß sich an der Fundstelle die Erdschichten ohne wesentliche Unterbrechung bis auf den heutigen Tag in fast schematisch genauer Zeit- und Reihenfolge abgesetzt haben. Ueber dem Kohlenflöz lagert tertiärer Thon und schneeweißer Glimmersand tertiären Alters. Das jüngste Miozän geht deutlich in das bisher in der Provinz Brandenburg vermischte Pliocän, dies in das Pleistocän über, in welchem letzterem man das im engeren Sinne so zu nennende Diluvium deutlich bemerkt. Torfmoorschichten zeigen alsdann das neuere Diluvium mit den Wurzelstümpfen großer Kiefern, darüber lagert wieder eine Schicht sandigen Thons, worauf ein jungalluviales Torfmoor mit Stammresten der Birke folgt, das schließlich von der obersten, aus Haideerde bestehenden Schicht überdeckt ist, die noch jetzt den Mutterboden für Wald und Acker bildet. Unter dem Flöz liegen dunkle Kohlenketten und schneeweißer Glimmersand, worauf 23 Meter unter dem ersten ein zweites Kohlenflöz mit derber, stückiger Glanzkohle von noch nicht erbohrter Mächtigkeit sich befindet. Die freistehende, zum Abbau kommende Kohlenlage ist im Durchschnitt 15 Meter stark, und an ihrem Profil lassen sich deutlich drei Horizonte unterscheiden. Die unterste Schicht, in welcher der erste Wald steht, ist 2 1/2 Meter mächtig, die mittlere, mit ebenfalls aufrechtstehenden Cypressenstümpfen misst 3 Meter, die obere Schicht 2 Meter. Alle drei Schichten enthalten mehr oder minder zahlreich die riesenhaften Baumstümpfe; dazwischen lagern, theils horizontal, theils schräg gebettet, Ueberreste von Stammstücken bis zu 20 Metern Länge. Nachdem der erste Wald untergegangen, hat sich auf dem durch Trümmer und Ueberreste aufgefüllten Boden ein zweiter Wald entwickelt, auf diesem ein dritter. An mehreren Stellen des dritten, oberen Waldes stehen die gewaltigen Stümpfe dicht unter der Erdoberfläche, so daß die Frage entsteht, wo die Stämme dieser Waldriesen geblieben sind. Haben Wirbelwinde sie zu Boden geschmettert, Wasserfluthen sie fortgespült, oder hat Feuer das Vernichtungswerk vollbracht? In den Ueberresten eines Stammes will man deutliche Spuren von Holzkohle entdeckt haben, so daß wohl anzunehmen ist, daß das Feuer bei der Zerstörung theilhaftig gewesen.

Für die Erklärung der Braunkohlenzeit und Braunkohlenentstehung in der südlichen Mark ist die Entdeckung in der Grube „Victoria“ von unschätzbarem Werthe. Nun sind auch in einigen benachbarten Gruben, namentlich in den etwa 12 Kilometer südlich gelegenen Fischpauer Kohlenruben, ganz ähnliche Wurzelstümpfe entdeckt worden, und die Struktur der geförderten Kohlen aus allen Werken der Niederlausitz berechtigt zu der Vermuthung, daß fast sämtliche märkischen Kohlenflöze aus untergegangenen Cypressenwäldern sich gebildet haben.

Man kann die interessante Fundstelle nicht verlassen, ohne den Ausdruck aufrichtiger Bewunderung für den Einblick, der nach mehr als hunderttausend Jahren dem Auge des Menschen in die Werkstatt der Natur gewährt wird. Unwillkürlich schweifen dabei die Gedanken in die Bergangenheit zurück, und die Phantasie zaubert uns herrliche Cypressenhaine vor das geistige Auge, gigantische Wälder, die einstmals an dieser Stelle standen, Niesenbäume, die hohen Himmel ragten, bis sie zusammenbrachen und von sich überlagernden Erdschichten gebettet wurden, in ein scheinbar ewiges Grab. Die Sonne, die einst auf ihre frischen, rauschenden Wipfel niederstrahlte, blickt jetzt nach Jahrtausenden mit unvermindertem Glanze auf ihre leblosen Ueberreste herab.



Eine nächtliche That.

Skizze von J. G. Rosny. Autorisirte Uebersetzung von C. Draufwetter.

In Septembertag ging zu Ende. Unten am Horizont hatte sich eine solche Menge Wolken aufgehäuft, daß der Glanz der Dämmerung schnell verblich. Irlichter schwebten über der nassen Erde; ein feuchter Nebel umhüllte die Baumwipfel; dennoch zeigte sich am Zenith ein kleiner kirchrother Streifen.

Ein alter Mann hielt im Bohnenschneiden inne, trug langsam seine Geräthe ab und lud sie auf die Schulter. Dann schritt er in seiner mattblauen Bluse, ohne Mütze und mit seinem sandsteingelben Gesicht auf dem lehmigen Wege dahin. Bei jedem Schritt krümmte er sich ein wenig, als wäre er steif, und richtete sich wieder auf, und seine Sense erklang. Seine breiten Sohlen klatschten auf dem weichen Wege.

Von einer Kirche tönte klagend das Angelus-Läuten, das Licht auf den Feldern nahm einen oderfarbigen, blendenden Ton an. Um die massigen Bauernhäuser legten sich schwarze Schatten; in einem von ihnen, dem stilllichsten, flimmerte eine kupfergelbe Flamme, die Lampe war schon zum gemeinsamen Abendessen angezündet. Hunde mit heiseren Stimmen antworteten einander aus weiter Ferne. Der Alte schritt energisch, fast zornig, mit einem harten Ausdruck über der rostrothen Stirn dahin.

Im letzten Schein des Tages lag eine Hütte vor ihm. Sie war mit grobem Mörtel beworfen, hatte ein Schieferdach und erschien ziemlich fest mit ihren Eichenlatten und einer Eichenhülle, hatte aber keine Glasfenster. Ein Schutzbach, das mit Cryptogamen überrannt war, ragte hervor und darunter saß zitternd ein kleiner Junge von etwa fünf Jahren. Er hatte wenig Haare, träumerische Augen und auf seinem elenden Körper ein verschossenes, violettes Leinwandkleidchen. Er rührte sich nicht, er hatte vor seinen nackten Füßen zusammengebundene Grashalme liegen.

Der Alte stieß ihn von der Thürschwelle fort und steckte seinen Schlüssel in's Schlüsselloch. Man erblickte ein ebenerdiges Zimmer. Ein baufälliger kleiner eiserner Ofen war vor dem Kamin aufgestellt, zwei Betten, mit Blättern gefüllt, befanden sich in den Ecken, ein elender Tisch, drei Stühle, einige Töpfersachen neben einer Lade — das war die ganze Einrichtung. Der letzte Rest des unbestimmten Tageslichts beleuchtete die Gegenstände.

„Komm!“ sagte der Alte mit brummiger Stimme. Der Kleine kam hinein mit der Miene eines furchtsamen Thieres. Der Mann öffnete die Lade und entnahm daraus ein Stück Roggenbrot und ein kleines Stückchen Käse. Dreiviertel davon nahm er für sich, den Rest gab er dem Kinde.

Alle Beide aßen, während die Thür noch offen stand, um Licht hineinzulassen.

Das Kind zitterte noch immer unter dem Blick des Alten. Es war ein glasiger, stierer Blick, der diesem barbarisch finsternen Gesicht hervorglühte, als wenn er dem Kleinen das Stückchen Brod und die Käsehäppchen mißgönnte. Finsterner Geiz wohnt darin. Seine noch gefunden guten Zähne bissen zornig in das braune Roggenbrot, als wollten sie daran ihre Wuth auslassen, denn der Alte hätte weniger gebraucht, wenn das Kind nicht einen Antheil hätte haben müssen. Und der arme Kleine, eine Baise, versuchte sich noch kleiner zu machen, mied die ersterbende Helligkeit, die durch die Thüre kam, und stillte seinen Heißhunger, ohne es jedoch zu wagen, mehr als nur ganz kleine, fast unsichtbare Krümchen in den Mund zu stecken.

„Wieviel Du mich kostest! Ja, wieviel Du mich kostest!“ brummte der Alte ärgerlich.

Das Kind wich erschreckt zurück und hörte für einen Augenblick ganz auf, von seiner Nation weiter zu essen. Seine gerötheten Augen irrten ängstlich umher. Er suchte seinen kleinen Kopf zu verbergen. Der Alte sah ihn noch immer an mit seinem steinernen, mittheillosen Blick. Das ärmliche Gemach mit der bloßen muffigen Erde als Diele und diesen beiden elenden Wesen war trauriger, als eine Gruft.

Der Kleine war der Enkel des Alten. Dieser hatte beim Tode des Sohnes auf eine Erbschaft gehofft, aber die Gläubiger erhoben auf Alles Anspruch. Er hatte nur das Kind geerbt, ihm eine Last. Er war Tagelöhner und besaß eine kleine, durch lange, entbehrungsreiche Jahre ersparte Summe. Seine herbe Bauernnatur hegte aber außerdem Abneigung gegen alles Kleine; ein ewiges Mißtrauen, ein Spüren, eine ständige, dumpfe innere Wuth erfüllte seine Seele. Nachdem er sich sovielen Jahre satt gegessen hatte, nicht an Weizenbrot und Käse, sondern an brüchigem, trockenem Roggenbrot, nachdem er soviel Jahre bis zum Uebermaße getrauert und seiner geheimen Sparwuth gefröhnt hatte, die es ihm ermöglichte, fast jede Woche seinen ganzen Lohn dem geheimen Schatz hinzuzufügen, kam ihm nun mit einem Male dieser gefräßige Magen in die Quere.

Vom ersten Tage an ließ er das Kind hungern. Aber unglücklicher Weise sah eines Tages der Arzt, ein mitleidiger, wenn auch mürrischer Mann den kleinen Jungen, der jeden Morgen vor die Thüre gefetzt wurde und den ganzen Tag wie ein Thier umherirrte. Da wurde der Großvater vorgeladen und ihm mit Gefängniß gedroht, wenn er das arme Kind nicht besser versorgte. So mußte er denn dieses schmarozherische Mäulchen füttern. Ach, wie ungerecht der Alte es fand, daß der Kleine auf der Welt war.

Jeden Tag hoffte er, von ihm befreit zu werden; zwei Mal hatte er bei der Messe schon darum gebetet. Aber der Kleine lebte ruhig weiter. Bei jeder Mahlzeit, Morgens wie Abends, wurde das Herz des Großvaters von finstern Haß erfüllt. Natürlich war der Gedanke, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, schon oft in seinem schwerfälligen Hirn aufgedämmert. Aber das war schwierig. Er hätte es fern, sehr fern von Hause thun und doch, wie gewöhnlich, pünktlich bei seiner Arbeit sein müssen.

Die Nacht war hereingebrochen, die Thüre spendete kein Licht mehr. Der Kleine war schweigend auf sein Blätterbett geklettert, und schon ließen sich seine leichten Athemzüge vernehmen. Der Alte blieb länger, als gewöhnlich sitzen. Er hatte zwei oder dreimal gegähnt, endlich stand er auf und ging zur Thüre.

Von Wolken verhüllt, stieg der Mond empor. Durch düstere Schwarz flimmerten zerstreute Nestere auf. Je höher die verborgene Scheibe emporstieg, desto mehr verbreitete sich ein mattes Licht über die Felder. Der Nebel war verschwunden, ein warmer Hauch kam von Westen her, auf der Himmelsfläche flimmerte ein matter Schimmer.

Der Alte sah das. Ihm kam der Gedanke, daß in einigen Stunden bei diesem weißlichen Himmel ein starker Regen herabgießen würde, ein Regen, der jede Spur von Schritten auf den Wegen verwischen würde. Um sich hierüber zu vergewissern, untersuchte er unwillkürlich die Gestalt der Wolken, erkundete die Windrichtung und sog die Luft ein. Seine halb thierische und halb menschliche alte Erfahrung sicherte ihm eine richtige Berechnung.

Trotz des schönen Abends mit diesem herrlichen Licht, starrten seine Augen hart in's Leere, und mehrmals mit kurzen Zwischenräumen seufzte er tief: „Es ist weit . . .“ murmelte er.

Dann plötzlich verließ er mit entschlossener Miene und hämmernden Schläfen die Thüre, schritt tastend durch die Stube und berührte leicht die Schulter seines eingeschlafenen Enkels.

„He, he, Kleiner!“

Seine Stimme klang sehr sanft. Das Kind richtete sich erschreckt auf und starrte mit weitauferiffenen Augen in die grauliche Nacht und harrete auf irgendwelche Quälereien.

Aber der Alte fuhr fast liebevoll fort:

„Steh' auf, Kleiner, steh' auf! Du mußt mit mir mitkommen. Ich will Dir etwas Schönes zeigen, Du wirst schon sehen! Komm nur schnell, Kleiner!“

Da sprang der kleine Kerl erstaunt auf, und noch verwunderter war er über den milden Ton seines Großvaters.

Nachdem der Alte dann einen alten Wollshawl genommen und die Thüre gut verschlossen hatte, begaben sie sich auf den Weg. Die matt erhellte Nacht war sehr mild. Der Wind veränderte fortwährend den Himmel, sodaß die verschiedensten Farbentöne sie umgaben. Wolkengebilde kamen langsam daher, vereinigten sich und zerstreuten sich wieder: feste Blöcke wie aus Metall, schwarze Kreisel, zarte Umrahmungen mit großen weißen Höhlungen, wie Feengrotten, hie und da ein ganz gleichförmiger Raum wie Wellen und von ruhigem Glanze. Nirgend blauer Himmel.

Allerhand Undurchsichtiges lagerte sich auf die weiten Felder. Die Bäume, die wie Vorhänge an den Seiten hingen, flüsternten lebhaft, alle Häuser schliefen, ohne Licht.

Der Alte hielt zärtlich die Hand des Kleinen in der seinigen. Auf den weichen Wegen klangen die Schritte gedämpft, und Niemand, Niemand sah ihre geheimnißvollen Gestalten vorbeischießen. Das Kind, dessen Herzchen sehr hingebungsvoll war, empfand eine ganz verwirrte Freude. Es sah hier und da zu dem Großvater auf und brückte unwillkürlich seine Finger. Mitten in diesem Halbdunkel, auf diesen grauen Feldern stieg in ihm eine Ahnung von dem Wunderbaren auf, die selbst in den dunkelsten menschlichen Hirnen wohnt. Er war glücklich in einer kindlichen Täuschung und vergaß nun schon die sonstige Bosheit des Großvaters.

Sie vermieden es, nahe an Häusern vorbeizukommen und machten lieber einen Umweg. Dennoch witterten sie die Hunde und verfolgten sie in der tiefen Stille mit Gebell. Dann erbeute der Alte und entfernte sich noch weiter, mitten in die Felder hinein, und sagte zu dem Kleinen, um ihn zu schnellerem Gehen zu ermuntern:

„Du wirst schon sehen . . . Morgen früh giebt es ein gutes Frühstück, ein sehr gutes, sage ich Dir!“

„Ja, Großpapa“, sagte der Kleine, ganz strahlend, und schmiegte sich an den alten Mann, da nun endlich auch in sein armes einsames Leben die unendliche Freude der liebevollen Güte einzuziehen schien.

Sie schritten dahin, ohne müde zu werden. Ein kleines Wäldchen lag vor ihnen. Sie durchwanderten es. Der Pfad war voll Blätter und Nadeln, aus Wasserpflügen spritzte es auf, wenn sie stolpten. Wild flüchtete vor ihnen und durchbrach das Unterholz. Der Kleine hatte den Eindruck, daß ihn allerhand Lebewesen umgaben, die seine kindliche Phantasie hinter den goldigen Blätterdecken, auf den klaren Lichtungen mit dem schwärzlichen Reif, in den schwebenden Schatten, in dem Rauschen der Wipfel ihm vorgaukelte. Wenn ein Zweig ihr Gesicht berührte, erzitterte der Alte, und Baumformationen, die an menschliche Gestalten erinnerten, erschreckten ihn. Er blieb dann stehen, starrte ihn und ging näher, um sie zu betasten. Einmal, als er wieder so erschrak, stieg in einem wilden, struppigen Gebüsch plötzlich ein Seufzer empor. Der Alte stand starr, wie versteinert, mit weit aufgerissenen Augen. Da fuhr ein schwarzer Körper mit wolligen klanglosen Flügeln auf — es war eine Gule.

Sie kamen wieder in's Freie, dann aber folgte ein Abhang, an dem zwischen Gebüsch ein Bächlein hinabsickerte. Und als sie auf der anderen Seite wieder hinabstiegen, waren die Wolken über dem Monde weniger düster, und das Land deutlicher erkennbar. Endlich kamen sie zu einem Pfuhl, die Stelle war ganz einsam, es wuchsen nur einige Erlen dort und rothfarbiges Schilf, Wasserlöcher, die wie graue Seide aussahen, wechselten mit düsteren Schilfgräsern ab. . . .

Da blieb der Alte stehen. Der Wind wehte heftiger, neue Dünste stiegen am nächtlichen Westhimmel empor, alle Hunde säwte-en. Der Mann

nahm langsam seinen Schawl ab und schlang ihn plötzlich um die Arme des Kindes.

„Keine Furcht, Kleiner . . . Du wirst gleich sehen!“

Das Kind, dessen Arme gefesselt waren, richtete seine sanften Augen auf den Großvater. Und dieser zog es unter lieblosenden Worten mit sich. Plötzlich, ganz am Rande des Pfuhles beugte er sich vor, und sein fahles Gesicht nahm einen wilden Ausdruck an. Seine schrecklichen Fäuste packten die zarten Schultern des Kindes. Und nun verstand ihn mit einem Mal auch der arme Kleine und klammerte sich an seine Kniee, mit der Todesangst eines besiegten Hirsches, und richtete sein angstverzerrtes Gesicht nach oben. Dicke Thränen liefen an seinen Wangen herab.

„Großvater! . . . Ach Großväterchen!“

Der Alte hob ihn empor. Aber das Kind presste in seinem ungeheuren Schrecken sich an den Groß-

vater und küßte ihn mit seinen zitternden Lippen, wo es hintraf, um ihn zu rühren:

„Ich habe ja nichts gethan, Großväterchen . . . Ich habe ja nichts gethan!“

Aber schon hatte der Alte einen Fuß im Schilf, während das Kind immer zärtlicher wurde, seinen kleinen Mund zärtlich und jammernd auf die rauhe Bluse drückte und unzusammenhängende bittende Laute murmelte.

Endlich beugte der Mann sich herab und stieß das Kind, das furchtbar mit den Gliedern arbeitete, in das finstere Wasser. Blasen plätschten im Schaum des Schilfes. Einmal noch erschien das traurige Köpfchen mit den wenigen Haaren, schmutzbesudelt, mit der schwarzen Mundhöhle über dem Wasser. Der Alte grinste; mit einer haßerfüllten Gebärde stieß er den kleinen Körper wieder hinab, bohrte ihn tief in den Morast hinein und hielt ihn nieder, wie man eine gefangene Maus in einen Krübel hinein-

taucht. Allmählig kam das Wasser zur Ruhe, die Glieder hörten auf, sich zu regen, die letzten Bläschen stiegen zur Oberfläche empor.

Aber der Alte stand, um Gewißheit zu haben, noch einige Minuten zu Boden geneigt und hielt den rechten Arm in den Schlamm hinab.

Die düsternen Weiden setzten ihr nächtliches Klage- lied fort, eine unendliche feierliche Stille ruhte über der Erde.

Endlich richtete der Mann sich auf, zog den Leichnam heraus und rollte ihn aus dem Schawl. Mit grimmigem, aber zufriedenerem Blick betrachtete er seinen Enkel, das bläuliche Gesicht, das träumende Lächeln, die in ewigem Frieden geschlossenen Augen, alles, was von dem armen Wesen übrig geblieben war, das in seiner Hütte ihm zuviel Roggenbrot gegessen.

Aber durch einen Wolkenriß spähten aus der Tiefe der Unendlichkeit drei kleine Sterne herab. —

Feuilleton.

Nur ein Hund.*

Ja, dir wird's schwer, mich zu verlassen;
Dein Auge bricht, als ob du weinst,
Mein alter Hans in allen Gassen.
Ja, früher ahnt' ich nicht, daß einst
Als letzter Freund ein Hund mir bliebe;
Da such' ich noch bei Menschen Liebe.

Mein Hund, in deinen dunkeln Augen
Liegt mancher Blick von mir versenkt,
Für den nicht Menschenblicke taugen.
Wo man ein Thier braucht, das nicht denkt;
Die Ohnmacht auch in ihm zu sehen,
Mit der wir selbst durch's Leben gehen.

Du hast mir nie ein Leid bereitet;
Das kann kein Mensch, der liebste nicht!
Nun liegt dein Leib vom Tod gebreitet,
Nun lüsch dein treues Augenlicht.
Was will mir denn so menschlich scheinen?
Mein Hund, mein Freund: o könnt' ich weinen!

Richard Dehmel.

Neujahr in der Stadt. Viele modernen Künstler gehen in dem Bestreben, rein durch die Mittel ihrer Kunst zu wirken, so weit, daß sie jede Beihilfe durch stoffliche Reize als unwürdig verschmähen. Sie wählen absichtlich Motive, die an sich für Niemand Interesse bieten können. Neben vielem Anderen kann man ihnen vor allen Dingen entgegenhalten, daß diese Bemühung unnötig ist. Wenn ihre künstlerische Kraft groß genug ist, wird sie auch, wenn der Inhalt des Dargestellten durchaus reizvoll ist, den Beschauer so stark gefangen nehmen, daß das Stoffliche fast ganz aus dem Bewußtsein verschwindet. Wer denkt vor einem Werke Böcklins viel an die geschichtlichen oder sachlichen Hintergründe, auf denen sich seine Motive erheben! So ist es auch bei unserem heutigen Bilde: man muß sich zwingen, inhaltliche Betrachtungen anzuknüpfen, so werthvoll diese auch erscheinen. Alles versinkt vor dem mächtvollen Eindruck des tief unter dem Beschauer liegenden Häusermeeres. Man könnte an den Titel anknüpfen: „Neujahr in der Stadt!“ Und auch die beiden Thürmerskinder — das kleine Mädel mit dem schmalen, bleichen Gesichtchen — gäben wohl Stoff genug: Der Blick schweift aber immer ab, über die schneebedeckten Dächer hin, zu jenem gewaltigen Bau hinüber, der mit seinen beiden Thürmen weit über sie emporsteigt. Es sind die Frauenhäuser Münchens, und wir befinden uns wohl auf dem Petersturm. Ein Münchener wollte mir freilich beweisen, daß es dann mit der Topographie nicht ganz stimmt. Das ist nicht so wichtig, und die Münchener mögen es unter sich ausmachen — eine Stadt ist es, eine heutige Großstadt mit allem Dunst und Qualm, die über einer solchen lagern. Ein schwieriges Problem ist dem Künstler da gelungen, für unsere Empfindung wirklich den Eindruck hervorzurufen, daß wir hoch oben stehen, daß große Steinmassen tief unter uns lagern. Und eine echte Großstadtstimmung ist es: wie die Häuser

so zusammengedrängt liegen, daß die Dachränder fast aneinanderstoßen, wie man es kaum begreifen kann, daß in dieser Enge Menschen, so viele Menschen leben können. Schwer lastet die düstere graue Schneewolke auf den Dächern, krächzend flattert ein Dohlschwarm um die mit Schneehauben bedeckten Frauentürme . . .

Ueber den Klee als Zauberblume bringt M. Kronfeld in der „Wiener Medizinischen Wochenschrift“ eine Zusammenstellung. Schon in heidnischer Zeit war der Klee (unser gewöhnlicher Wiesenklee) eine heilige Pflanze. Im Zauberfessel der Druiden fehlte er niemals. Als die katholische Kirche den Kampf mit dem Heidenthum aufnahm, konnte sie heidnische Gebräuche nur überwinden, indem sie sie für ihre Zwecke in Dienst nahm. Der Klee blüht zur Zeit des Fronleichnamstages; daher die weitverbreitete Sitte, ihn zum Kerkenschmuck an diesem Tage zu verwenden, was wohl nichts anderes, als die Umformung eines heidnischen Gebrauchs ist. In Irland, wo sich noch zahlreiche kulturgeschichtliche Reste aus vorchristlicher Zeit erhalten haben, muß der Klee als Zauberblume eine besonders hervorragende Rolle gespielt haben, wenn die Kirche ihn als das dem heiligen Patrik geweihte Nationalzeichen annahm. Auch die kirchliche Baukunst benutzte mit Vorliebe das Kleeblatt-Ornament. War der Klee ohnehin eine dem Volksbewußtsein sehr vertraute Blume, so konnten merkwürdige Abweichungen im Bau dieser Blume nicht ohne tiefen Eindruck bleiben. Daher auch der Glaube an den vierblättrigen Glücksklee, da die Regel nur drei Blätter kennt. Auch dieser Volksglaube geht auf sehr alte Zeiten zurück. In einem Grimm'schen Märchen erkennt ein Mädchen durch die Kraft des vierblättrigen Klees, daß der schwere Balken, mit dem ein Zauberer den Hahn beladen hat, nur ein Strohhalbm ist. Mit dem kirchlichen Glauben hat sich dieser Aberglaube zu vereinen gewußt. Wenn man vierblättrigen Klee am Sonntag im Gebetbuch in die Kirche nimmt, wird seine Zauberkraft kräftiger, und wenn man ihn an einem Sonntag vor Sonnenaufgang pflückt und in den Schuh steckt, erkennt man alle Hegen. Hier ist besonders stark der dem volkstümlichen Denken eigenthümliche Zug ausgeprägt, daß absonderliche Handlungen auch besondere Wirkungen hervorbringen müßten. Deshalb weiß der in neuerer Zeit wieder dem Publikum bekannter gewordene Dichter und Abenteuerer Cyrano von Bergerac vom vierblättrigen Klee zu erzählen, er wachte nur unter dem Galgen, entsetze aus dem Blute der Gehängten und misse am ersten Tage, da der Mond sichtbar sei, um Mitternacht gepflückt werden, damit er im Spiele Glück bringe. Noch heutigentags hat sich dieser Glaube an den Glücksklee auch in „gebildeten“ Kreisen erhalten; nur erspart man sich, dem praktischeren Zug der Zeit folgend, gern die umständliche Mühe des Suchens und kauft das Glück fertig und fertig beim Blumenhändler. Das ist aber nicht mehr echter Klee, sondern Sauerklee, der regelmäßig vier Blätter hat; wahrscheinlich bleibt aus diesem Grunde auch manchmal die erhoffte Wirkung aus! — ch.

Eine große Güterzuglokomotive in 66 Stunden montirt. Vor Kurzem hat die französische Westeisenbahngesellschaft in ihren Werkstätten zu Evreux einen bemerkenswerthen Versuch gemacht, in möglichst kurzer Zeit eine Lokomotive betriebsfertig zusammen zu setzen. Es handelte sich nach einer französischen Fachzeitschrift um eine mit Westinghouse-Bremse ausgestattete Güterzuglokomotive, die in 66 Stunden oder 6 1/2 Arbeitstagen soweit zusammengebaut wurde, daß sofort die Probefahrten mit ihr begonnen werden konnten. Rahmen, Kessel, Führerstand und alle Maschinenteile lagen fertig vor, und es waren keinerlei Nacharbeiten daran erforderlich. Bei dem Versuche waren elf Schlosser, vier Lehrlinge und ein Tagelöhner beschäftigt, zu denen sich zeitweise, wenn es

nötig erschien, noch vier weitere Schlosser und vier Kesselschmiede gestellten. Zwei fahrbare elektrische Krabbe von je 30 Tons Tragkraft dienten zum Verlegen der schweren Maschinenteile, und außerdem waren mehrere Bohr- und Lochmaschinen mit elektrischem Betriebe vorhanden. Am ersten Tage wurden die Gleitbäder und die Querverbindungen an den Längsträgern des auf Böden lagernden Rahmens verpaßt und in die vorgeschriebene Lage gebracht. Ferner wurden die Zylinder vorläufig befestigt und der, im Gegenlage zu früheren Ausführungen aus Winkelisen und Blechen gebildete Rahmen auf Winkelmaß geprüft. Im Verlaufe des zweiten Tages wurden die Gerabführungen der Kreuzköpfe angebracht, ihre Stützen für das Hochheben angezeichnet, der Rahmen zum Bohren der Löcher für die Befestigung der Zylinder auseinander genommen, die Löcher gebohrt und ausgerieben und endlich die Zylinder am Rahmen befestigt. Dann wurde am dritten Tage die Steuerwelle eingelegt, ihre Lager verpaßt, der Kessel probeweise auf den Rahmen gesetzt und dann wieder entfernt, um die Auflagerflächen auf den Zylinderkörpern bearbeiten zu können. Nachdem dies geschehen, wurde am vierten Tage der Kessel endgültig auf dem Rahmen befestigt, der Parallelismus geprüft, der Führerstand aufgestellt und die Gerabführungen sowie die Kreuzköpfe wieder angebracht. Die Kolben und die Steuerungsteile baute man am fünften Tage ein, verpaßte die Achslager in den Gleitbädern, brachte die Lager dann auf die Achsschenkel, setzte die Lokomotive auf die Räder und befestigte die Excenterstangen. Am sechsten Tage konnten die Schieberstangen und Heberaufhängungen angebracht werden, die Triebstangen befestigt, die Steuerung geregelt und die Schieberstangen zum Aufsteilen vorbereitet. Für den siebenten Tag verblieb die Prüfung der Steuerung, das Aufsteilen der Schieberstangen, das Einstellen der Hebern unter Berücksichtigung der Massenverteilung und die Erprobung der Westinghouse-Bremse sowie der Injektoren; darauf konnte die Lokomotive die Werkstätten zur Probefahrt auf der Linie verlassen.

Der Zusammenbau der Lokomotive hätte vielleicht in einer kürzeren Zeit ausgeführt werden können, wenn man berücksichtigt, daß bei den beschränkten Raumverhältnissen, unter denen gearbeitet wurde, oft einer der Arbeiter dem anderen im Wege war, was auch die Kosten des Versuches nicht unwesentlich erhöht haben mag. — gr.

Zur Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts findet man in den Memoiren des Herzogs von Richelieu interessante Beiräte. Als der König in Madame de Chateauroux eine neue Maitresse gefunden hatte, meinte man allgemein, der Herzog hätte diese Bekanntschaft vermittelt. Er schreibt darauf: „Ich würde mir kein großes Gewissen daraus machen, meinem Gebieter bei seinen Liebchaften behülflich zu sein. Man schenkt ein hübsches Gemälde, oder irgend eine Kostbarkeit, ich sehe also nicht ein, warum man einem Fürsten nicht auch die Gunst eines Weibes verschaffen soll. Man muß dem König, der Einem Befehle giebt, in allen Stücken gehorchen sein, und man kann ihm ebensogut ein Weib, als sonst etwas verschaffen. Nicht aus Gewissensbissen habe ich in diesem Fall nicht die erste Bekanntschaft vermittelt, es fehlte mir einfach die Gelegenheit dazu.“ —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

* Aus „Erlosungen“, 2. Auflage. Berlin, Schuster & Loeffler.